

Russische Stadt.

Von Armin T. Wegner, zurzeit als Krankenpfleger im Felde.

Eines Morgens tauchte sie aus der Ebene auf. Sie ist eine von vielen. Grau und trostlos liegt sie in der ungeborenen Weite, die vor uns in das Endlose zerfließt. Die Augen der Uebermüdeten, die nach nächtelangen Eisenbahnfahrten, auf den hölzernen Boden der Wagen gepackt, über- und untereinander schlafend, ihre schmerzenden Glieder erheben, schauen gleichgültig auf die Einsame hinab. Jägernd erhebt sich der Nebel aus den grauen Straßen, von dem feineren Hügelgeland des geschwollenen Pflasters, über die reizlose Menge nischerer Fabrikgebäude streichend wie das kalte Laten, das man vom Antlitz eines Sterbenden sieht.

Vor dem Bahnhofsgelände drängt sich das schmutzige Volk, das uns in allen Städten Polens empfängt, jüdische Anaben, gelumpfte Frauen, die „Herbata“ rufen und in ihren ungewaschenen Händen eine trockene Ledwara würgen. Auf dem freien Platz sammeln sich die Mannschaften, die Berate, die Sanitäts-truppen. Wir marschieren in die Trostlose hinein. In einer verlassenen Weiderei liegen unsere Quartiere. Feuchte, moderartige Luft strömt uns aus den weiten Hofhallen entgegen, in denen Hunderte von Weibsbildern in der Kälte des Todes erstarrt sind, von den Schatten Tausender von Arbeitern belebt, die nun in der Enge lichtloser Wohnungen einer drohenden Zukunft entgegensehen oder namenlos auf den Schlachtfeldern Polens verbluten. Die kalten, unbeweglichen Glieder der Maschinen, die eingeschlossenen Gelenke, die leeren Bauwände der Stühle, die tausend im Krampf geöffneten Finger der Stricknähle, die in eine grobe, herabgeleitete Leere greifen, erwecken in dem dumpfen Licht des Herbsttages einen unfagbar traurigen Eindruck. Zwischen den Weibsbildern liegt etwas fahles, laubiges Stroh ausgebreitet, in dem die Ratten sich paaren, das von Papier, von Tierhäuten und menschlichen Excrementen untermischt ist. Auf dies zerfallene, von Verwesung erfüllte Lager, auf dem der Körper Tausender ruhte, die vor uns kamen, um irgendwo in diese graue, unbekannte Ferne zu ziehen oder zu sterben, suchen die Leiber der Uebermüdeten nieder, von einem tiefen, ohnmächtigen Schlaf befangen. Nach ein paar Stunden aber erwachen sie plötzlich mit der traurigen Stimmung von Menschen, die einen Augenblick lang den Zusammenhang ihres Lebens vergaßen; die, losgelöst von aller Gegenwart, in einem tiefen und hohlen Raume schwebten, um nur mühsam zurückzufinden in die Wege dieses fremden, wechselvollen Alltags und in die Umstände, die sie in diese seltsame Umgebung führten.

Eine Stunde vor Abend aber, der früh und traurig hereinbricht, wandern wir noch einmal in die einsamen Gassen dieser schmerzlichen Stadt, zwischen kleinen tiefgiebligen Häusern, unter lahlen, von Stall unbeworfenen Mauern, die wie wundet, der Haut entblößtes Fleisch in der Kälte des Abends zu frösteln scheinen. Eine schwarzmarmelade Tafel hängt an der hölzernen Tür eines Hauses: W dom u tem panuwo chorobo Tytus. Der Schatten eines Kofstans schwanzt vorüber.

Wir schreiten bis vor die Stadt hinaus. Ein dunkler Schweiß zieht sich von den Wagenrädern endloser Wagengezüge zermartete Straße mit ihren spärlichen gelben Pappeln vor uns in die verschimmelte Ferne, über die blauen, rinderbedeckten Weiden unter der unfaßbaren Ausdehnung des Himmels fort. Einsam erhebt sich das letzte Haus an der Dorfstraße, als wäre es die letzte Hütte der Welt. Ich muß an einen Vers von Rilke denken.

Als es ganz schwarz geworden ist, wandern wir in die Stadt zurück. Weiber und Kinder mit schwanfenden Reifgürteln stolpern hastig vorüber. Aus den Läden der Juden bricht ein gelber Lichtschein auf die Straßen. Lachen bringt durch die Fenster der Tee-tuben. Ueber das hügelige Pflaster der Bürgersteige aber schallend stoben. Ueber das hügelige Pflaster der Bürgersteige aber schallend stoben. Ueber das hügelige Pflaster der Bürgersteige aber schallend stoben.

Und in dieser Stunde, da die finstere Nacht alle Wehmut der letzten Herbsttage auf uns herabdrängt, obgleich ein Teil von ihnen und tollend mitgeführt in der flutenden Straße ihres Stromes, fühle ich mich für Minuten losgelöst von der Gemeinschaft der Kameraden und begreife die Größe ihres entsagenden opfervollen

Lebens. Man hat sie nach einer wochenlangen übermenschen, alle Kräfte zerschlagenden und seelentötenden Arbeit aus irgendeiner Stadt unten im Osten zurückgezogen, man hat sie, in enge und regenfeuchte Wälderwagen gepackt, auf endlosen Umwegen hierher-geworfen, ein willenloses Ding, das seine Arbeit getan hat und beiseite gestellt im Winkel stehen und warten muß, bis es zu neuer Arbeit gebraucht wird. Hier verbringen sie die kurzen, untauglichen Tage, an denen die schlaffen, nach der ungeheuren Anstrengung angespannten Muskeln zum erstenmal die ganze Last der Müdigkeit empfinden, bis die Selbstverständlichkeit des rollenden Rades sie wieder ihrem nischternen Handwerk zurückführt. In der ungewohnten Ruhe aber erwacht plötzlich das Denken von neuem in ihnen, das lange erloschen war, das unterging unter der Sucht des Hungers und des Schlafes, unter der Atemlosigkeit einer unerbittlichen, alles Blut aufsaugenden Arbeit. Sie begreifen die unaufhaltsam schnelle Formung des Tages, die die kaum verlebte Stunde schon zur historischen wandelt, und sie fühlen, wie traurig es ist, in diesen schmutzigen und finstern Judendörfern umherzuirren, losgelöst von aller Heimat.

Dunkelheit vermauert die Straßen. Wir wandern in unsere Quartiere zurück. An einem hochgehenden hölzernen Pfahl hängt un-erreichbar, von tiefer Finsternis umgeben, eine einzelne Laterne, die in ihrer unendlichen Verlassenheit an die einsame Tragik Nihilismus erinnert.

Endlos dehnen sich die Plätze, Meere von Dunkelheit, über die unsichtbar das Rattern der Wagen zieht, an dessen Ufern, aus-geworfen wie fahelndes Seegras, ein schmutziges und gestülperndes Volk sich herumdrängt. Das Gelächter der Witzschneidenden tönt durch die Straßen.

Die Weingärten aber, denen es glückt, in einem verlassenen Hause ein Bett zu finden, gehen zu ihm mit einer stillen Verliebtheit wie zu einer Frau. Eine nie gekannte Zärtlichkeit zu der mädchenhaften Keuschheit der Rissen erwacht in ihnen, und stumm entfährt sie der Schlaf, die Wohllosigkeit dieses Landes noch immer in ihrer Seele, das weite Gefühl der Ebene, das sie nie mehr verlassen will, und auf denen unsere Sehnsucht in das Uferlose zerfließt.

Weihnachten in Kriegszeiten.

Der deutsche Boden ist frei vom Feind. Doch hat unser Land auch Zeiten erlebt, da deutsche Städte und deutsche Länder von fremden Truppen besetzt waren. Da konnte man nicht daran denken, den im Feld weilenden Angehörigen eine Weihnachtsfeier zu bereiten, sondern hatte genug mit den eigenen Sorgen und dem eigenen Jammern zu tun. Eines der schrecklichsten Weihnachtsfeste erlebte wohl Hamburg im Jahre 1813, als die in der Stadt weilenden Franzosen sich zur Belagerung durch die nach der Völkerschlacht bei Leipzig immer weiter östwärts vordringenden Verbände rüsteten. Am Abend des 19. Dezember waren alle an der After stehenden Sommerhäuser abgebrannt worden; und am 20. erhielten die Bewohner des Hamburger Berges den Befehl, innerhalb vier Tagen, also bis zum Weihnachtsabend, ihre Häuser zu räumen. Wie konnte da Weihnachtsstimmung aufkommen! Aus der Feder der Hamburgerin Marianne Press, die jene Schreckstage als Kind durchgemacht, ist uns eine lebendige Schilderung dieses traurigen Festes erhalten.

Am Mittag des 24. Dezember erhielt mein Vater einen Brief vom Bürgermeister, daß er unverzüglich sich diesen Abend beim Militärkommandanten einfinden solle. Gleich nach Tisch ging also unser Vater und verabredete mit Mutter, falls er um 7 Uhr nicht wieder da sei, so möge sie allein und die kleinen Weihnachtsgeschenke geben. Trotz aller trüben Zeiten hatte Mutter doch einen kleinen Tannenbaum für uns aufgestellt, freilich nicht mit Kunstseide, aber doch mit Keffeln, Rüssen und Lichtern. Als Vater nun um 7 Uhr, auch um 1/2 Uhr nicht kam, da zündete Mutter die Lichter an, singelte, und fröhlich wie früher stützten die kleinen Schwärzler im Zimmer; ich erinnere mich, daß es mir aber doch sehr traurig war, Vater nicht dabei zu wissen. Desto lebhafter war unsere Freude, als bald darauf die Haustür geöffnet wurde und Mutter und ich gleich Vaters Tritt und Stimme erkannten. Er kam aber nicht allein; ein französischer Adjutant begleitete ihn. Er freute sich, daß Mutter auch ohne ihn die Weihnachtsfeier angefangen und erzählte ihr, daß er gleich wieder fort müsse. Dieser Herr, der Adjutant, habe nur die Gefälligkeit gehabt, ihn auf einige Augenblicke zu seiner Familie zu begleiten. Mutter machte nun geschwind Tee, ich mußte einige braune Kuchen auf einen Teller legen und dann dem Adjutanten, welcher sich nicht an den Ofen gesetzt hatte, Tee und Kuchen präsentieren. Als ich nun so mit dem kleinen Tee-brett vor ihm stand, bemerkte ich, daß er weinte. Natürlich schickte ich das gleich ganz leise meiner Mutter zu, welche sich nun in ein

längeres Gespräch mit ihm einließ. Da erzählte er denn, er sei Italiener; seit acht Jahren habe er keine Weihnachtsfeier mehr ge-sehen und diese Lichter erinnerten ihn an seine Kindheit. Doch nach einer Viertelstunde ging er und Vater schon wieder weg. Ge-meinlich mit sechs anderen Hamburger Bürgern mußte der Senator Press in der Weihnachtsnacht nun alle diejenigen armen Fa-milien, die sich nicht rechtzeitig mit Proviant für die bevorstehende Belagerung hatten versorgen können, zum Verlassen ihrer Wohnung und ihrer Heimat auffordern. Gegen Mitternacht erschien er mit dem italienischen Adjutanten und 30 Soldaten vor der Wohnung eines Tabakarbeiters.

Als er Vaters Stimme erkannte — berichtet unsere Chronistin — kam er gleich; doch wie erschrocken er, als er die vielen Soldaten sah. Er zitterte so sehr, daß er das Licht kaum halten konnte. Während dessen war auch die Frau herbeigekommen. Vater und der Adjutant gingen nun hinauf; da wachten auch die Kinder in der Kammer auf, erschrecken und fingen an zu weinen. „Das hilft alles nicht — sagte mein Vater — machen Sie sich nur geschwinde fertig, Sie müssen zur Stadt hinaus!“ „Aber mein Gott, mitten in der Nacht? Mit all den Kindern? Und bei dieser Kälte?“ Und man kann sich das Jammergeheul denken! Selbst dem Adjutanten war es zu viel; er führte zum Zimmer hinaus, winkte meinem Vater, fiel diesem auf dem Vorplatz um den Hals: „Um Gottes willen! Seien Sie doch nicht so hart gegen diese armen Leute, ich bin ja kein Barbar. Ich muß leider meine Orber vollziehen.“ Nachdem die Kinder noch warmen Tee getrunken hatten, mußte die Familie aber doch ihr Heim verlassen. So wurden die ganze Weihnachts-nacht hindurch die armen Hamburger hinaus in Kälte und Schnee gejagt; viele von ihnen sahen, durch Angst, Hunger und Kälte auf-gerieben, ihre Heimat nicht wieder. Am 27. Dezember aber war der Himmel am Abend wieder ganz rot; die Häuser des Hamburger Berges wurden von den Franzosen in Brand gesteckt. Das war das letzte Weihnachtsfest, das feindliche Truppen auf deutscher Erde sah. 1870 feierten dagegen unsere Soldaten, ebenso wie jetzt, Weihnachten in Feindesland und die Angehörigen in der Heimat hatten ihrer nur dankbar zu gedenken, indem sie ihnen reichlich Geschenke schickten.

Billige Gerichte.

Ein alter Koch, der in der billigen Küche erfahren ist, sendet uns eine Reihe von praktischen Kochanweisungen, die wir zu Recht und frommen unserer Leser veröffentlichten.

Seitens der Hoerdesverwaltung werden täglich große Mengen von scharrem Fleisch zu Gulasch, Rindfleisch in Brühe und Scharbraten als Konserve benötigt, die Folge davon ist, daß Rinder-knochen, Köpfe, Leber, Lungen, Herz, Unter, Kalkdarm in solchen Massen auf den Markt geworden werden, daß sündige Unternehmer in allen Stadtteilen leerstehende Läden gemietet haben. In manchen Läden bekommt man schon 2 Pfund Rinderknochen für 15 Pf. Der „Verwärt“ wies nun jüngst darauf hin, daß man wohl eine ganz erträgliche Fleischbrühe davon herstellen könne, aber als „Knochenfleisch“ seien die Knochen nicht zu bewerten, weil eben fast gar kein Fleisch vorhanden sei. In den Arbeiterfamilien begnügt man sich nun, diese Knochen nur einmal zu kochen, dann wandern sie in den Müllimer. Seht man aber die Knochen nochmals mit frischem Wasser auf, unter Zu-satz von Salz, etwas Suppengrün und einer halben Zwiebel, so läßt sich daraus nach 1 1/2—2 Stunden Kochen noch eine gute Brühe gewinnen, die man zu vielen Suppen von Gries, Graupen, Erbsen, Kartoffeln verwenden kann. In der jetzigen Jahreszeit kann man die Knochen im Keller, Boden aufbewahren; hat man genug bekommen, verkauft man sie an die Produkt-händler. Ebenso lassen sich die tierischen Teile der Robbierente von Stirling, Weiß- oder Blumenkohl abziehen, kleinschneiden und mit zur Verlängerung des Gemüses oder zur Suppe verwenden. Wenn auch Holland das Ausfuhrverbot wieder aufgehoben hat, so kommt es doch durch die Frucht ziemlich so teuer wie unser Gemüse.

Wenig bekannt dürfte sein, daß man im Hause selbst Roh-rüben, die man gepulvert, gerieben und mit Zucker (ein Drittel ihres Gewichts) vermengt hat, auf dem Herd zu einer schmackhaften Marmelade einlocken kann. Sie werden als Ersatz von teurer Frucht-marmelade von den Kindern gern zu Schrippen und aufs Brot gegeben. Ebenso gut lassen sich die schwarzen Hollanderbeeren mit etwas Zitronensaft oder Weinstein säure vermischt als Nus-eisfaden. Auf erkorene Glieder gestrichen (besonders für unsere An-gehörigen im Felde sei das betont), zieht es den Frost sofort aus, auch schwellen die Glieder nicht an.

Man sollte auch die Kartoffelschalen nicht in den Müll-imer werfen, kann man sie nicht zum Füttern verwenden, so sollte

Noch nachdem wir spät abends nach stolperndem Gang über dunkle Stoppelfelder vom Revidieren der Posten in den Gutshof zurückgekehrt sind, sitzen wir bis nach Mitternacht bei Wein und Pfeife beieinander und reden Postul. Mon-sieur Douai ist als Republikarier, Liberaler und Monarchist, für die gegenwärtigen Nachhaber der Republik hat er nur ein ver-ächtliches Achselzucken, aber er läßt sich die Ueberzeugung nicht nehmen, daß Wilhelm II. an dem Kriege schuld sei. Allen Einwänden hört er geduldig zu, tut dann einen Zug aus der Pfeife und beginnt wieder gelassen: Mais Guillaume Deax . . .

Aber schließlich stößt er doch mit uns an: A la paix! Auf den Frieden!

Letzte wunderbare Spätherbsttage. Unter blauem Him-mel flammen die Bäume wie Fackeln, und weiße Blätter tau-meln im langsamen Sterbeflug zu Boden. Wir schmökeln im Milchtrögelchen des Monsieur Dutin dahin, die entferntesten unserer Posten zu besichtigen. Das Schicksal von Monsieur Dutin gibt im Ausschnitt das ganze Elend des Krieges wie-der. In demselben Hause war er Antscher, in dem seine Frau als Köchin wirkte. Jean sparte, Louison sparte, und als sie genug gespart, heirateten sie und kauften das Stammet (Steine) in A. B., dessen erster Besitzer durch die ständige Arbeiterkundschaft aus der nahen großen Spinnerei sich einen netten Bogen auf die hohe Karte hatte legen können. Aber kaum stand Monsieur Dutin hinter dem Schankisch, als an allen Straßenecken die Mobilmachungsplakate auftauchten; die Fabrik leerte sich, die Kundschaft zerfiel, das Ersparnis ging zum Teufel, und als zum Ueberflus Madame Louison am Tage der Schlacht nach zur Stadt fahren wollte, geriet sie ins Feuer. Ein Angel streifte den Hals, eine zweite zerdmieterte die instinktiv zur Abwehr erhobene rechte Hand, Die Hand fiel dann unter dem Messer des Arztes.

Ein Menschenchicksal, ein Kriegschicksal, und wenn der, den es grauam traf, mit aller Schrotklinge hinter der näch-sten Bappel stände und auf uns, als die Urheber seines Elends, anleite, wer könnte es ihm menschlich beragen! Statt dessen läßt er munter sein nervöses Schimmelchen, Papillon ge-heßen, vor unserem Wagen traben, berichtet ohne Weh-leidigkeit von dem, was ihm der Völkerrkrieg zugefügt, und deutet leidenschaftslos mit dem Peitschenstiel auf die Ang-el-töher in der Wane. (Schluß folgt.)

Landsturm-Tagebuch.

Der Bevölkerung ist es, erläutert treffend ein freundlicher Stadtrat, als sei sie im eigenen Lande gefangen. Wer nach acht Uhr abend auf der Straße einer Patrouille in die Finger läuft, wird unbarmherzig eingesperrt. Wer auf einen Stein-wurf weit die Stadt verlassen will, bedarf eines Passagier-wurfs. Wer Kaffee, Salz oder Petroleum einhandeln möchte, schreie. Wer Kaffee, Salz oder Petroleum einhandeln möchte, schreie. Wer Kaffee, Salz oder Petroleum einhandeln möchte, schreie.

Gefangene im eigenen Lande — mander brave Spieß-bürger, der um die Dämmerzeit zum Kaffee wandelt, vor den neuen Affischen der Kommandantur an der nächsten Mauerecke noch ein wenig verschminkt und seinem geprehten Herzen durch Schimpfen Luft macht, sieht sich plötzlich schneeklappernd auf der Hauptwoche unter Feldtruppen und aufgeschlagenen Seiten-gewehren und verschwindet, statt zum Abendschoppen zu kom-men, hastunrichtig bis zum anderen Morgen in einer dunklen Zelle.

Aber das ist schließlich geringe Tragik. Wer sich schwerer Vergehen gegen die grausamen Befehle des Krieges schuldig macht, den karret eines Nachmittags ein Wägelchen unmittel-bar von der Kriegsgerichtsloggia nach der Kaserne des fran-zösischen Siniensanterieregiments, das in Friedenszeiten hier in Garnison lag. Der begleitende Offizier ruft drei Mann von der Wache herbei, in einem kleinen, schauerlichen Hofchen, das von hohen, schmutzigen Backsteinmauern be-schützt, so recht einer Hinrichtungsstätte aus dem Roman, verschwindet die Gruppe, der Beurteilte wird in ein altes, verfallenes Schilderhaus gestellt, das mit Strohdächern aus-gepolstert ist, die drei Mann treten mit schuchfertigen Ge-gehr ein paar Schritte davor . . .

Trotz alledem ist die Bevölkerung nicht in blindem Gaf gegen die Eindringlinge verhärtet. Man sieht nicht nur

finstere Gesichter, denn die Leute beobachten, wissen Unter-schiede zu machen und überzeugen sich bald, daß die Legende von den Barbaren, mag auch allerhand Unerfreuliches sich ereignen, im ganzen doch eine Legende ist.

Ein Teil der bessergestellten Einwohner hat, noch ehe die erste deutsche Reiterpatrouille mit schnellem Fuß über das Straßenpflaster klaverte, die Stadt Hals über Kopf verlassen. Die jetzt leerstehenden Häuser geben treffliche Quartiere für die Invasion. Uns erschließt sich eine Villa, in der zu Friedenszeiten Monsieur Courquesson, ein reichgewordener Viehhändler, sein Weischen rautet und sich freut, daß er sein Schäfchen ins Trockene gebracht hat. Ohne viel Federlesens nehmen wir von dem Häuschen Besitz und richten uns wohn-lich ein. Mehr: wir sehen die Leute in der Nachbarschaft in Nahrung; Madame Carrion ist glücklich, uns die Wäsche besorgen zu können, der Ofenheizer versteht den Ofen mit einem neuen Rohr und ist wahrhaftig nicht billig, die Gas-lampen werden in Ordnung gebracht, und damit auch der Kaiser als Ehrenmann nicht zu kurz kommt, zerklüfte ich aus Versehen eine Fenster Scheibe.

Nichts in dem Hause wird angetastet, außer dem unum-gänglich Notwendigen. Ueber meinem Bett hängt, schar in Lebensgröße, Herr Raymond Poincaré. Mag er hängen!

Der Krieg ist in allen ein Rückfall in übermündene Kul-turzustufen. Jetzt wird hier Ware gegen Ware getauscht. Der Küchenunteroffizier der ersten Kompanie läßt verkünden, daß Kaffee oder Salz erhält, wer ihm Suppengemüse bringt. Und schon strömen die Weiber mit großen Körben herbei. . .

Anfang November.

Der dritte Zug sichert die Bahnstrecke von . . . bis . . . Infolgedessen quartieren wir uns auf dem Vor-werk A. B. ein. Mit acht französischer Gastlichkeit empfängt uns Monsieur Douai, das Urbild eines Gutsbesizers, wie ihn Raubassants Griffel bezeichnet: fehnig und knochig steht er seine sieben Fuß in den Stiefeln, hat bei den 5. Kürassieren in Paris, einem feudalen Regiment, sein Jahr abgedient und haust, vermittels und einlam, auf seinem Gut mit einer un-berbeiteten Tochter, einem ruhigen und laun wahnehmbaren späten Mädchen. Desto munterer sind die beiden Terriers Quid und Rutine.

man die Schalen in der Wärmehöhle des Herdes trocknen und mit verfeuern; man eripart etwas Brennmaterial dadurch. Es ist ja minimal, aber aus Feinheiten werden Kartoffeln.

Vor allem müssen die Vorurteile gegen Gerichte, wie Herz und Zunge überwunden werden. Natürlich gekocht mit einigen Knochen gibt das Herz eine gute Brähe, das Fleisch kann zu Kohlrüben, Nohrkräutern, Spinat, sauren Kartoffeln und dergleichen wie Rindfleisch gegeben werden. Auch süßlicher gekocht und gekaut schmeckt es vorzüglich, das Pfund ist schon für 90-85 Pf. erhältlich. Kinderlunge kostet 20 Pf. das Pfund. Sie kann gekocht als Lungenmilch hergerichtet werden. Man röste etwas Zwiebel mit Schmalz, füge einige Löffel Mehl hinzu, fülle mit der Brähe auf und wärme mit Salz, Pfeffer und etwas Majoran — oder man füge etwas Essig hinzu. Als „Beuschel“ gibt die Zunge ein gutes Gericht. Man kochte sie zu dem Zwecke weich und schneide sie in dünne Scheiben. Dann mache man eine Einbrenne wie oben, schneide eine bis zwei Zwiebeln fein und lasse sie mit einem Taubenlopf voll Essig weich kochen und gebe sie dazu. Anheuter kostet 15 Pf. das Pfund, allerdings muß es einige Stunden kochen; wenn es weich ist, läßt man es erkalten. Dann schneidet man Fett, Haut und fehnige Teile ab (ausheben, haben mit etwas gehacktem Fleisch vermischen zu Buletten nehmen) schneidet es in dünne (5 Cent.) Scheiben, nimmt statt Ei ein wenig Roggenmehl mit Wasser zu einem dünnen Brei verrührt, dreht es darin um und brät es in Schmalz oder Talg braun. Als Beilage zu Kartoffeln, Milchreis oder Milchsuppe, zu allerlei Gemüse ist es nicht zu verachten.

Die Verwendung der Leber kennt ja jeder, aber die Zubereitung von Fied (Rindskalbdaunen, die 15 Pf. kosten) ist weniger bekannt. Der Fied wird in Salzwasser mit einer Zwiebel, ein wenig trockenem Gewürz weich gekocht, erkalte, in fingerlange Streifen geschnitten, mit der Brähe, etwas gestampftem Pfeffer und Majoran aufgelöst als Suppe. Als Ragout schneidet man den Fied in marzgroße Würfel, macht eine süßsaure Sauce von der Brähe oder eine weiße Sauce, in die man ein wenig Zitronensäure sowie ein wenig Sardellen, Salz oder gehackten Fering gibt. Auch gekocht mit rohem gehacktem Fleisch vermischt, als deutsche Beefsteak mit warmem Kartoffelsalat angerichtet, mundet es vorzüglich.

Vom Kopffleisch, das 35 Pf. das Pfund ohne Knochen kostet, macht man Schmorbraten oder Gulasch. Alles Sehne, Gaumen usw. löst man mit Suppengrün weich, verwendet die Brähe zur Suppe, die Abfälle dreht man durch den Wolf oder wiegt sie fein, vermischt sie mit rohem Fleisch und etwas eingeweichtem Semmel und kann dann kalischen Hosen daraus machen. Auch Kalbsgebrühe, mit einer weißen pikanten Sauce, wie zum Herz angegeben, gibt ein billiges Mittagessen. Schweineköpfe, 25 Pf. das Pfund, kann man ungelassen kochen oder selbst einfalsen. Dazu gibt man Rot- oder Sauertohl, bayrisch Kraut (von Weißkohl wie Rotkohl gekocht, mit ein wenig Kümmel dazwischen). Eine vorzügliche Sülze erhält man auf folgende Weise: Man kochte ungelassene Schweineköpfe weich, lasse sie erkalten, schneide sie hierauf in Würfel, dazu nehme man etwas Zwiebel, Pfefferkörner, Essig, Pfeffer mit soviel Brähe, daß das Fleisch bedeckt ist, und lasse das Ganze eine halbe Stunde weiterkochen, schütte es hierauf in eine Schüssel und stelle es auf ein Feuerblech. Ebenso kann man die Schweineköpfe mit etwas Essig, trockenem Gewürz kurz (aber weich) einkochen, in der Brähe erkalten lassen, daß sie Stand bekommt, und dann als Abendbrot zum Butterbrot verwenden. Frische Würst kann man sich zu Hause in der Bratenpfanne selbst herstellen. Ein weichgekochter Schweinekopf wird erkalte in kleine Würfel geschnitten und auf die Seite gestellt. 8-10 alte Schrippen weicht man ein, drückt sie gut aus, nimmt einen Liter Schweineblut dazu, Salz, Pfeffer, etwas Majoran, arbeitet dies gut untereinander und gibt den geschnittenen Kopf hinein. Dann schmiert man eine Bratenpfanne mit Schmalz aus, gibt die Masse hinein und läßt sie in mäßig heissem Ofen langsam gar (stirn) werden. Dazu Sauertohl und Kartoffeln und das „Schlachtfest“ ist fertig. Leberkaus erhält man auf folgende Weise: Man bade Fleischreste, darunter etwas Pöselfleisch, fein, röste sie mit Zwiebel und Schmalz etwas an, fülle mit Brähe auf und rühre sie unter Kartoffeln, bade sie hierauf im Ofen (wie oben angegeben).

Zum Schluss teilen wir noch einige Feldgerichte mit, die unsere Leute draußen „erfunden“ haben. In Frankreich blieb in der ersten Zeit der forcierten Gewaltmärsche des öfteren die „Galachlanone“ (Feldblode) aus. Wie halt man sich? Äpfel, Kartoffeln waren auf den Feldern und Gärten, Speck war auch da. Also kurtig heran! Einige Landkürmer schälten Äpfel, die anderen Kartoffeln, einer hieb Speckwürfel aus. Äpfel wurden zu Mus gekocht, desgleichen die Kartoffeln, mit dem Speck gestampft und als „Himmel und Erde“ (rheinisches Gericht) gegessen. Im Ofen wurden Backsteine in die Glut gelegt, abgewegt mit dem Seitengewehr, darauf wurde auf diesem „improvisierten Kof“ fetter oder magerer Speck geröstet und mit Kommißbrot als „warmes Abendbrot“ gegessen. Ein anderer Feldgrauer wässerte weiße Bohnen ein, nahm alles aufzutreibende Fleisch von Schwein, Hammel oder Rind, schmitt das Fett in Würfel, schmorte dies mit Zwiebeln im Kompagnietopf. Dann gab er das andere, gleichfalls kleingeschnittene Fleisch darauf, röste es noch ein wenig, füllte alles mit Wasser auf, nahm Salz, Pfeffer, dazu die eingeweichten Bohnen, ließ es zugedeckt halbweich kochen, fügte Suppengrün dazu, alles kleingeschnitten, ebenfalls geschnittene Kartoffeln und ließ alles zusammen noch eine Stunde kochen, daß es suppenartig, aber noch ziemlich dick war. Nun aß die ganze Gesellschaft, genau wie bei Müttern zu Hause.

Musik.

Lohengrin im Deutschen Opernhaus. 1847 am Geburtstag Goethes vollendete Wagner die Partitur seines Lohengrin, und genau drei Jahre danach ward das Werk unter Leitung in Weimar zum allerersten Male aufgeführt. Die Sage vom Schwannensitter ist alt. Wagner schöpfte sie aus ver-

schiedenen Quellen; er entwickelte über solche Genialität in dem Zusammenschneiden der einzelnen Motive und dem Aufbau der Handlung, daß der geborene Dramatiker unverkennbar ist. Daß er zudem die Sage in Einklang mit dem Geist unserer Zeit gebracht hat, ist besonders hoch zu bewerten. Der Kernpunkt: die Erzählung von der Braut, die dafür bestraft wird, daß die Königin sie zum Bruch eines abgegebenen Versprechens verleitet hat, ist übrigens international. Entstanden ist in Wagner der Lohengrin aus der tiefempfindenden Vereinsamung des Künstlergenies. Lohengrin kann deshalb als dessen Repräsentant betrachtet werden. Die Sehnsucht des Künstlers, sich mitzuteilen und aus trauriger Liebe heraus Verständnis zu finden, verkörpert sich in Lohengrins wunderbares Ergehen. Wer muß, wenn er sich die künstlerischen Lebensumstände Wagners während der Jahre, in denen dies Werk entstand, vergegenwärtigt, nicht in Lohengrin den Werkstoff selbst erkennen?

Als Dichtung, textlich und musikalisch gesprochen, zählt diese Oper in Wagners zweite Schaffensperiode. Zwar stellt sie darin, daß Wort und Musik poetisch einheitlich sind, schon ein vollendetes Kunstwerk dar. Um es jedoch Wagners Kunstformen aus der letzten Schaffensperiode anzureichen zu können, dazu bedürfte Lohengrin mehr und ausschließlich jener charakteristischen Themen, die unter dem Namen „Leitmotive“ begriffen werden. Erstaunlich, eigentlich nur noch von den Meisterfingern betroffen, ist der Reichtum an musikalischen Ideen im Lohengrin — zumal im zweiten Akte. Abgegeben von der eigenherrlichen Erfindung der Ortrud, werden hier die tragischen Elemente des Dramas, sowohl die Gefühle des Hasses wie die der Liebe, musikalisch in einer nie zuvor auf der Opernbühne gewagten Weise illustriert und verstärkt.

Wagner zeichnet die Hauptpersonen nicht bloß durch Melodien, sondern auch durch die verschiedenen Klangfarben. So verwendet er Blechinstrumente überwiegend zur Begleitung König Heinrichs und der Chöre, die hohen Holzblasinstrumente zur Schilderung Elsas, das englische Horn und die Oboen zur Zeichnung Ortruds und die Violinen endlich, zumal in hohen mehrstimmigen Zügen zur Andeutung des Grals und seines Abgesandten Lohengrin. Ja, sogar die Wahl der Tonarten scheint nicht ohne Absicht vollzogen zu sein. Alles in allem erweist sich Wagner im Lohengrin als glanzvoll hinreichender Tonmaler, wie ihn die Musik, speziell die Oper bisher noch nicht aufzuweisen gehabt hatte. Wertwürdig bleibt, daß Wagner selbst am Erfolg dieses seines Werkes zu einer geradezu beispiellosen Popularität aufschneidenden Wertes zweifelte. Allerdings war diese Beliebtheit schuld daran, daß der Lohengrin bald furchtbar abgelehrt wurde — sogar an den großen Opernbühnen. Erst Ernst Possart in München schaffte Wandel zum Besseren. So kam wieder Stil und dramatische Struktur hinein.

Was nun die Aufführung im Deutschen Opernhaus angeht, so wird man über die durchweg schöne Inszenierung eines Lobes sein. Der erste Akt erfuhr in musikalischer wie dramatischer Hinsicht eine prachtvolle Steigerung bis zum Erscheinen des Schwannensitters, der solchermaßen wirklich als Krönung des Wunderbaren unter die versammelten Menschen tritt. Bald jedoch war Heinz Arensen (Lohengrin) total heiler und kam nach dem ersten Akt nicht wieder. Für ihn sprang Herr Hofner ohne Probe ein, und während des Mittel- wie Schlussaktes bis zur großen Verwandlungsszene stimmlich und darstellerisch mit frischem Gelingen. Leider ereilte ihn dann das doppelte Unglück des Unfalls und Fehlerwerdens. Es war nicht schön zu hören. Henriette Gottlieb ist keine annehmbare Ortrud und Eduard Schaller „trifft“ den Telramund auch nicht, so daß er Freude macht. Lediglich Werner Engel (König Heinrich) und Emma Zimmermann (Elsa) befriedigten. Hoffentlich gelingt die nächste Aufführung besser!

Kleines Feuilleton.

Der russische Rimmersatt.

Deutschland führt gegenwärtig Krieg gegen die beiden größten Reiche, die die Welt jemals gekannt hat. Weder Alexanders Weltstaat, noch das römische Empirium, noch das Reich Karls des Großen, noch das Karls V. geboten über eine Fläche, die derjenigen des heutigen Rußland und England gleichkommt. Dabei übertrifft das britische Weltreich das russische an Flächeninhalt noch um ein Drittel. Während aber Englands Hauptlandbesitz in überseeischen Kolonien besteht und sein europäisches Territorium verhältnismäßig klein ist, bildet der russische Koloz eine einzige ungeheure zusammenhängende Fläche, ein einziges Reich.

Natürlich ist auch dieses Reich durch Eroberungen zu Stande gekommen. In welchem Tempo der russische Rimmersatt sich dabei groß „gefressen“ hat, darüber finden wir eine recht interessante Zahlenzusammenstellung aus der Feder Dr. Ernst Schulzes in der „Umschau“. Um das Jahr 1500 war das damalige Großfürstentum Moskau noch ein kontinentaler Staat von verhältnismäßig bescheidenem Umfange, der nur an einer Stelle, bei Kongorod, das Weiße Meer berührte. Das Gebiet des Zarenreichs umfaßte dann beim Tode Iwans III. (1505) . . . 2,8 Millionen Quadratkilometer

„ Peters (1725) . . . 15,5 „ „ Alexanders I. (1825) . . . 20,2 „ „ 1914 . . . 29,9 „

Die gesamte Gebietsfläche des Riesenreiches hat sich also in diesen vier Jahrhunderten genau verdreifacht. Allein in der Eroberungsperiode von 1825 bis 1890 hatte Rußland einen jährlichen Gebietszuwachs von 55 000 Quadratkilometer, das ist fast die vierfache Größe des Königreichs Sachsen. Dabei fällt in diese Periode die Abtretung Alaska, das 1867 an die Vereinigten Staaten für 7,2 Millionen Dollar verkauft wurde. Dieses Land bedeckt eine Fläche von 1,4 Millionen Quadratkilometer. Um so viel ist also der Betrag der tatsächlichen Eroberungen noch größer.

Zimmerhin hat sich das Eroberungstempo im letzten Jahrhundert etwas verlangsamt, da neue Gebiete eben nur in weiterer Entfernung vom Zentrum des Reiches zu erobern sind. In den letzten

zweieinhalb Jahrzehnten ist, nachdem die Daseinsländer Mittelasiens der letzte Bißchen waren, kein neues Land dazu gekommen. Ein für Rußland günstiger Ausgang des jetzigen Krieges würde das natürlich mit einem Schläge ändern und dem russischen Leviathan wieder neue Gebietszuwächse vor allem auf Kosten der Türkei und Oesterreich-Ungarns, wahrscheinlich aber auch auf Kosten Deutschlands bringen.

Erwähnt sei noch, daß die Bevölkerung Rußlands sich von 1722 bis 1908 von 14 auf 155 Millionen Seelen vermehrte.

Die humanitäre Riste.

Ein Redakteur des „Het Volk“, der die Lager besucht hat, wo die nach Holland gestülpten Belgier untergebracht sind, erzählt folgendes Geschichtchen: „Man führte uns in eine alte Kirche in der Stadt (Bergen op Zoom), wo das Kleidermagazin untergebracht ist. Dort berichtete man uns, daß aus Kanada nicht weniger als 175 Kisten mit Kleidern angekommen seien. Schöne große Kisten waren es, auf die Zettel mit nachstehendem Text geklebt waren: „Für die Belgier, unsere tapferen Verbündeten, mit Verzeigung der Sympathie von den Bewohnern der Provinz Neu-Schottland.“ Von außen sah das alles recht vielberührend aus. Aber der Inhalt . . . Meist abgegebene und verwiterte Ueberzieher, Hosen, Blusen, Röcke und Mäntel. Unterwäsche, die zu Lumpen geworden war, ungewaschene Strümpfe mit Löchern. Der größte Teil hatte zum Lumpenbändler gebracht werden müssen. In allen Kisten zusammen sind im ganzen zwei ganze Frauenhemden gefunden worden.“ — Die Neu-Schottländer sind, wie man sieht, gefühlvolle Leute. Aber ihre Großmut hat Löcher wie die Strümpfe, die sie weggeschleut. Die Belgier werden über diese „Sympathie“ wohl denken: Weniger Seele und mehr Leibchen.

Wie lange kann man im Unterseeboot aushalten?

Gegenwärtig, wo die Unterseeboote zu einer immer wichtigeren Waffe im Seekrieg werden, dürfte die Erinnerung an einen Versuch Interesse erregen, der in der dänischen Marine über die obige Frage vor vier Jahren angestellt worden ist. Es wurde dazu das Tauchboot „Dykkeren“ benutzt, das eine Befahrung von 11 Mann aufnehmen konnte und für diese einen Raum von 65 Kubikmeter Luft besaß. Nach den gewöhnlichen Anschauungen verbrauchte ein Mensch in der Stunde ein halbes Kubikmeter Luft. Es wäre aber selbstverständlich unrichtig, die Rechnung einfach so anzustellen, daß man mit der Zahl der Menschen in die verdoppelte Zahl der vorhandenen Kubikmeter dividiert und den Schluss zieht, daß die Leute nach soviel Stunden am Leben bleiben könnten, wie das Ergebnis besagt. Im geschlossenen Raum verschlechtert sich die Luft derart, daß die Möglichkeit der Atmung immer mehr beschränkt wird. In schlechter Luft muß man daher schneller atmen, um die genügende Sauerstoffmenge dem Körper zuzuführen, und dadurch vermehrt sich der Verbrauch der Atemluft. Das Experiment mit dem dänischen Tauchboot dauerte 12 Stunden, aber nur die ersten neun Stunden verliefen für die Befahrung erträglich. In den letzten drei Stunden trat beschleunigte Atmung mit peinlichen Begleitercheinungen ein. Die Leute waren von einem unbestimmten Angstgefühl befallen und schliefen schließlich nur noch mit großem Aufwand von Willenskraft sprechen. Als der Versuch endlich abgeschlossen wurde, würgten sie ins Freie, um Luft zu schnappen, wie etwa ein verdursteter Wüstenvogel sich auf einen Trunk Wassers stürzen mag. Und ebenso wie dieser bei zu schnellem Trinken leicht Schaden nimmt, verspürten sie alle bei dem plötzlichen Uebergang in die frische Luft ein schmerzhaftes Brennen in der Kehle. Entscheidend sind solche Versuche aber nicht, denn die moderne Chemie gibt uns zahlreiche Mittel an die Hand, um die verdorbene Luft zu verbessern, und vor allem kann in einem Unterseeboot ebenso wie in einem Luftschiff komprimierter und flüssiger Sauerstoff mitgenommen werden, der die notwendige Lebensluft für lange Zeit gewähleistet.

Notizen.

— Aus Krakau wird der „Frl. Jg.“ erzählt: In Bezug auf einen in der Kriegsfürsorge tätigen Herrn, der sich weniger durch seine Arbeitsleistung als durch Wichtigkeit auszeichnet und namentlich um jeden prominenten Besucher des Bureaus dienstbefähigt scharfzeit, wurde berichtet, es sei für ihn das Eiserne Kreuz beantragt worden wegen seiner „kriegerischen“ Verdienste.

— Ein italienisches Kanalprojekt. In Robara fand die feierliche Grundsteinlegung für einen neuen Kanal zwischen dem Lago Maggiore und Domodossola statt, dessen Baukosten auf etwa acht Millionen Lire geschätzt werden. Der neue etwa 24 Kilometer lange Kanal soll der Schifffahrt dienen und gleichzeitig die Gewinnung von 20 000 Pferdekraften aus dem Gefälle gestatten.

— Zum Kampf gegen den Wuttk. Das russische Finanzministerium hat bedeutende Mittel bewilligt für die Organisation eines internationalen Wettbewerbs zur Auffindung neuer Gebiete der technischen Verwendung von Alkohol. Für Entdeckungen auf diesem Gebiete sollen Preise bis zu hunderttausend Rubel bestimmt werden.

— Zum Vok Kommandiert. Ein Kriegsfreiwilliger erzählt: Zur Verhütung der Spionage ist es der Zivilbevölkerung in dem besetzten französischen Gebiet nur in Begleitung eines Soldaten gestattet, sich zur Abwicklung von Geschäften in ein benachbartes Dorf zu begeben. Eines Tages kam nun eine Frau zum Vorkommandanten und bat, ihre Ziege zu dem Vok im benachbarten Ort fahren zu dürfen. Der Ortskommandant gab die Erlaubnis und bestimmte einen Landwehmann, der die Frau zu begleiten hatte. Soldat, Frau und Ziege zogen nun gemächlich ihres Wegs. Auf dem Wäldweg begegnete den dreien der Divisionsgeneral mit seinem Stabe. Der Landwehmann meldete nun stramm: „Kanonier der . . . ten Batterie mit Frau und Geis zum Vok kommandiert“.

Schnupfer!

achtet auf die gesetzlich geschützte Packung, um Goldfarb echt zu erhalten!



Health snuff tobacco. Tabac à priser de santé. Tabako do zazywania dla zdrowia. Tabacco da naso alla salute.

Kein Laden, nur 1 Tr. ■ Preisliste franko. ■ Kein Laden, nur 1 Tr. zu billigsten Engros-Preisen



Nebenstehende Original-7-Pf.-Zigarette 50 Stück 2.50

Nebenstehende 10 Pf.-Zigarette 50 Stück 3.25

Präsent-Xisten beste Qualität 25 Stück zu Mk. 1.25, 1.35, 1.40, 1.50, 1.65, 1.75 usw. eleg. Packung 50 Stück zu Mk. 2.45, 2.50, 3.00, 3.25, 3.50, 3.75 usw. Originalkisten (keine Einzelstückverkauf) 400 Stück frei Nachnahme.

Czollek & Geballe Zigarren Berlin C, Neue Promenade 7 1 Tr. Sonntag bis 8 Uhr abends geöffnet.

Neu-Eröffnung.

Zufolge meiner Auswanderung als sachmännischer Teilhaber aus der Konsum-Fleischerei befinden sich meine Verkaufshände ab heute in der

Zentral-Markthalle I. a. Alexanderpl., Eing. Neue Friedrichs-Reihe 11, Stände 109 u. 110

und empfehle ich für heute und morgen, soweit Vorrat reicht: Prima Winderzungen a St. 0.65

Rindfleisch ohne Knochen a St. 0.35 Rinderleber 0.75 Rinderzunge 0.50 Schwänze 0.60 Guter 0.20 Rind 0.25

Ferner Herz, Brägen, Nieren zu allerbillig. Tagesmarkt-Brägen. Bitte auf Reihe 11, Stände 109 u. 110 gefl. achten zu wollen.

An den ersten drei Eröffnungstagen erhält jeder Käufer einen Wertschaffsgegenstand als Zugabe.

Knochenfleisch

offertiere ab heute statt 20 für 15 pro Pfund. Zentral-Markthalle I. a. nur Reihe 11, Stände 109 u. 110, darauf zu achten bitte.